

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 34 (1944)

Artikel: Unsere Eidgenossenschaft als Gabe und Auftrag : Ansprache an junge Auslandschweizer
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prof. Dr. Georg Thüerer, St. Gallen

Unsere Eidgenossenschaft als Gabe und Auftrag

Ansprache an junge Auslandschweizer

Liebe junge Landsleute!

Ihr habt eine Schweizerreise hinter euch. Damit hat sich manchem von euch ein Traum, uns aber eine Freude erfüllt, seid ihr doch nicht fremde Gäste, die im «Haus zum Schweizerdegen» abgestiegen sind, sondern liebe *Hausgenossen*. Wohl stand eure Wiege nicht unter unserm Dach, aber ihr zu Häupten stand doch der gute Geist unseres Bundes als stiller Pate und ihr zu Füßen das scheue Heimweh als treue Patin. Und mögen auch Berge und Meere euren Arbeitsplatz, eure Angehörigen in dieser Stunde von uns scheiden, so ist euer Heimatrecht in unserm Hausrecht doch nicht verjährt. Die wahre, innere *Treue der Eidgenossen* kann vollends keine Grenze trennen. Möge sie doch im schönsten Sinne grenzenlos sein!

Daher möchte ich nicht als Fremdenführer zu euch sprechen, nein, lieber als Kamerad, als Vetter, der seine Arbeit für ein Weilchen beiseite geschoben und in der «guten Stube» in eurer Mitte Platz genommen hat und alleweil die liebe Not haben wird, nicht schwyzertütsch weiterzusprechen.

Liebe Heimatwanderer! Ich kann euer Glück nachempfinden. In euerm Alter waren mir zwei *Schweizerreisen* vergönnt. Mit neunzehn Jahren hatte ich mich als Bauernknecht ins Welschland verdingt und fuhr mit dem Rad vom Bodensee durch das grüne und korngoldene Mittelland zum Genfersee und später längs des Juras heimzu. Zwei Jahre später studierte ich in Genf und kehrte zu Fuß in meine ostschweizerische Bergheimat zurück. Sieben Tage dauerte die Alpenfahrt; jeden Tag

Ausblick vom Pilatus über das Nebelmeer zu den Glarner Alpen

Aus «Meine Heimat»



ging's über einen Paß. Als ich Unterwalden im Rücken und Tells Heimat vor mir hatte, linkerhand den Uri-Rotstock und rechts den Titlis und nun so recht im Herzen der Schweiz, am Surenenpasse rastete, trat ein sonnenverbrannter Wanderer zu mir und sagte: «Grüßgott!» «Grüezi», erwiderte ich, und wir sprachen über mancherlei, was mir entfallen ist bis auf das Eine, was er mir beim Abschied sagte. Er sei froh, gestand er, nun einmal einen Schweizer auf einer wochenlangen Fahrt angetroffen zu haben, wie sie sonst nur Dänen und Deutsche unternähmen. Da kam mir das Wort einer deutschen Studentin in den Sinn, das sie in Genf zu mir gesagt hatte: «Euch Schweizern geht es wohl zu gut, um überhaupt etwas Wesentliches erleben zu können.» Als ich im Winter darauf hier in Zürich mit dem deutschen Dichter Rudolf G. Binding über diese Dinge sprach, da sie mich im Herzen bekümmerten, erklärte er mir in seiner unvergeßlichen, straffen Art: «Geht hin, erwandert euer Land!» Und er deutete gegen die Berge.

Nun versteht ihr, weshalb ich mich so freue, daß ihr unser Land nicht aus einem Buche, sondern aus dem *Erlebnis einer Fahrt* kennen gelernt, also so recht erfahren habt. Wo die Natur aus Fels und Fluß, aus Blume und Aehre, vom Gletscher und vom See her zu euch gesprochen hat, möchte ich mit keinem Wort ihre Schönheit nachrühmen. Ich brächte es doch nur zu einem nichtigen Sprüchlein im Vergleich zur Predigt der Berge selbst. Aber einen kleinen *Wegweiser* möchte ich an euerm Schweizerwege aufstellen; sein Arm weist mit Zeige- und Mahnfinger in unser Volk, in unser Herz.

Die *Schönheit* eines Landes tut's nicht, am wenigsten im Kriege. Im Frieden, ja, da mag unsere Landschaft, die isländischen Winter und Mittelmeerfrühling einander auf wenige Wegstunden zauberhaft nahebringt und Fremde einlädt, hierher zu kommen, eine Quelle des Wohlstandes sein. Im Kriege aber bietet die Schönheit an sich keinen Schutz. Sie tritt gegenüber dem Landeswohl ins zweite Glied. Die Blume räumt der Kartoffel das Feld. Die Aussichtspunkte werden strategisch beschlagnahmt.

Das alles ist euch vielleicht gar nicht besonders aufgefallen, denn euer Auge mußte sich der Friedensbilder schon früher entwöhnen. Aber anderes zog wohl eure Aufmerksamkeit auf sich.

Ihr saht die *Augustfeuer* brennen, die Fahnen der Bundesfeier flattern. Es sind leuchtende Zeichen der Erinnerung an die Gründung unseres Ewigen Bundes. Damals im Jahre 1291 war der Feudalismus, d. h. der Gedanke der Herrschaft die Weltregel, die Bundesgründer am Vierwaldstättersee und am Gotthardpaß mit ihrem Glauben, daß die Menschen in Genossenschaft leben könnten, die Ausnahme. Sie waren aber in innerster Seele von ihrem Ideal überzeugt, daß es besser sei, die *Politik des Mitmenschen* zu treiben, als sich wie Untermenschen einem Uebermenschen zu beugen. Daher gaben sie sich den Eid, Genossen zu bleiben; so

wurden sie Eidgenossen. Welche Merkmale zeichneten sie aus, prägen uns heute noch?

1. Allem voran ist es der *Glaube an Gott*, in dessen Namen der Bundesbrief geschrieben wurde, Gott ist der christliche Vater, der uns im Nächsten den Bruder sehen lehrt. Christi Kreuz — nehmt es aus der Schweizerfahne, so bliebe das blutrote Banner der Revolution.
2. Statt des Umsturzes will der Schweizer stets die vielleicht langsamere, aber sichere Entwicklung. Daher sein *Wille zum Recht*. Dieses Recht ruht aber im Volk: es ist unsere «starke Hand». Was der Mehrheit des Volkes für das Land recht erschien, wurde Landrecht. Wir haben viele Besserwisser im Volke. Aber keiner hat ein Recht zu Willkür und gewaltsamem Umsturz, weil jedem der Weg der Gesetzgebung offen steht. Die Schweiz ist dankbar für redliche Kritik, denn diese ist im Verein mit dem guten Willen der erste Schritt zur Besserung. Schon der Bundesbrief von 1291 sah für ernste Meinungsverschiedenheiten Schiedsgerichte vor.
3. Es gibt auf der Erde keinen Staat, der dem Volke so viele Rechte anvertraut wie die schweizerische Demokratie. Die atlantischen Demokratien wählen Parlamente, unsere läßt das Volk daneben auch über Gesetze entscheiden. Darüber wacht unser Volk eifersüchtig. Wohin man horcht und wo man die Blätter unserer Chronik aufschlägt: überall vernimmt man einen unbändigen *Aberwillen gegen einen Vogt*, komme er nun von innen oder von außen. Das Volk will eben selber Herr und Meister im Hause sein. Es wäre ihm in tiefster Seele zuwider, eine Wohnung, und wäre es die sonnigste mit Polstermöbeln, in einem europäischen Miethause zu bewohnen und einem fremden Hausherrn zinsen zu müssen.
4. *Unser Bund lebt für die Freiheit*. Anfang und Ende aller Schweizerfreiheit ist die Landesfreiheit, die Freiheit nach außen, die nationale Unabhängigkeit. In ihrem Schutze genießen die Kantone, die Kirchen und die Kulturen verschiedener Zunge, die Parteien und die einzelnen Personen ihre Freiheit im Staat und sogar vom Staat, der hiezulande um des Menschen willen da ist. Der Schweizer will Träger und nicht eine Puppe des Staates sein, die ein Drahtzieher im Hintergrund bald hierhin, bald dorthin verschiebt. Unser Staat ist uns nicht das Ziel alles Strebens: unsere Staatsmänner sind daher auch keine Halbgötter, die sich dem Volke nur umgeben von einer Wolke von Detektiven zeigen. Nein, sie wandeln unter uns als erste unter ihresgleichen, obschon jeder Mann, auch ihre politischen Gegner, Gewehr und Munition daheim bereit hat, besonders heute.

Damit sind wir wiederum beim Kriege angelangt, der uns allen auf der Seele brennt. Unser Land hat dieses Völkermorden nicht gewollt. Nicht nur unsere seit Jahr-



Freiburg: Die St. Johannes-Brücke. Links das Rathaus, rechts die Kathedrale

Aus «Meine Heimat»

hundertten beobachtete Neutralität spricht uns von Kriegsschuld und Erbhaß frei, sondern auch jedes der vielen Gesuche aus den beiden Lagern, die Interessen beim Gegner zu vertreten, stellt uns ein neues Alibi aus. Wenn wir ein *Kriegsziel* wünschten, so könnte es nur das Eine sein: das Ringen möge in einen gerechten Frieden ausmünden, der nicht wieder den Keim zu neuem Zwist in sich trage.

Nur aus dieser Gesinnung heraus dürfen wir uns nun besondere Kriegsaufgaben stellen. Es geht zuerst um die

1. *Sicherung einer freien Schweiz als Friedensstätte.*
Wir rücken dieses Ziel nicht etwa an erste Stelle, um unser Wohlergehen allem andern voranzustellen.

Wir ließen daran auch nicht markten, wenn uns ein Kriegseintritt Vorteile bringen könnte, denn wir haben dieses Ziel von höherer Warte aus festgesetzt. Wir glauben, der Welt am besten zu dienen, wenn wir den Kriegführenden eine kriegskeimfreie Stätte bereithalten, wo sie sich eines Tages begegnen können. Von diesem Gesichtspunkte aus, nicht nur aus nationaler Abwehr, muß daher jeder, der unsere Luft vergiften will, als Feind der Eidgenossenschaft und der künftigen Weltverständigung zugleich bekämpft werden. Dazu sind wir freilich mit gestauter Kraft entschlossen, und jeder Einsichtige weiß, daß ein Angreifer vielleicht einen Großteil der Schweiz besetzen könnte, aber in jedem Fall hier viel mehr

Truppen hineinstecken müßte, als er herausholen könnte. Das Land könnte vielleicht, das Volk aber niemals erobert werden.

2. *Unsere Teilnahme am Krieg besteht in der Linderung der Wunden, die er schlägt.* Wer unter Neutralität nur das Beiseitestehen oder gar das Ducken hinter dem sichern Hag versteht, ist kein junger Mensch — denn Jugend will Taten! — und ein guter Schweizer ist er auch nicht. Wie zur Freiheit die Verantwortung, so gehört zur Neutralität die Nothilfe. Es ist daher für uns eine Freude und ein Trost, daß aus unserm Lande das Werk des Roten Kreuzes hervorgewachsen, das nur die Wunden sieht und sich nicht fragt, welche Waffen sie schlugen. So wenig als sich jener barmherzige Samariter frug, welchem Volke der Mann, der unter die Räuber gefallen war, angehört — genug — er litt! Wir wollen nicht viel Wesen mit unsern guten Diensten an den Opfern der Heerstraße machen. Hochmut wäre pharisäisch. Der Meister, der uns zur Nächstenliebe aufruft, will ja Demut, und Demut heißt Mut zum Dienen. Dienst am Leben heißt dieser unser Weg zum Neuen Europa. Und wir glauben, daß aus Spitälern und Lazaretten Europa kein schlechterer Geist erstehe als aus den Gräbern der Kriegsfriedhöfe.
3. *Unsere Vorbereitung des Friedens besteht in der Wahrung guter Gesinnung und Leistungskraft.* Es gab eine Zeit, da war der Schweizer Soldat der gesuchteste und gefürchtetste Söldner Europas. Diese Jahrhunderte, in denen insgesamt 2 Millionen Söhne unseres Landes unter 700 Generälen den Ruf der Schweizer Wehrkraft oft genug mit ihrem Blute bezeugten, sind vorüber. Ihr Vater oder Ahne ist kaum mehr als Söldner, sondern als Kaufmann über die Grenze gezogen. Es wird wohl ähnlich gewesen sein, wie im alten Hause meines Großvaters, wo vier der sechs Söhne die zu enge Heimat verlassen mußten. Aber sie hielten in Uebersee den Ruf hoch, wie jener andere Vorfahre, von dem ich meinen Landsgemeindedegen erbte, nämlich die allgemeine gute

Meinung, daß der Schweizer, gleichgültig ob er als Soldat oder Kaufmann, Techniker oder Gelehrter ausziehe, ganze Arbeit leisten möchte.

Da stehen wir vor dem Grundsatz: *Die Eidgenossenschaft ist so viel wert als wir wert sind. Sie steigt mit unserm Selbstaufgebot, sie sinkt mit unserer Lässigkeit.*

Liebe junge Landsleute! Ihr seid *Pioniere der Eidgenossenschaft*. Das Schicksal hat euch auf einen Außenposten gestellt. Gebt euch Rechenschaft, daß Hunderte von Menschen sich ihr Bild von der Schweiz nach euch, vielleicht nur gerade nach euch formen. Ich weiß von Faltboot- und Studienfahrten im Ausland, wie wenig man gemeinhin von unserm kleinen Staate weiß. Hand aufs Herz! Haben wir es bei unserer Meinungsbildung über andere Staaten von bescheidener Größe nicht ähnlich? Ich hatte in euerm Alter einen Bekannten aus Island. Ich bildete meine Vorstellungen über das isländische Volk eben, so naiv es auch sein mochte, nach diesem Vertreter.

Zerstört durch euer Auftreten das Zerrbild vom Hirtenknaben, vom Männerchor-Schweizer, der mit dem Kragen auf dem Hute reist, und befestigt in euerm Lebenskreise das echte Bild des Eidgenossen, den ihr hier an der Arbeit und auf der Wacht sahet: das Urbild des fleißigen, gewissenhaften, treuen und aufrechten Menschen. Unser Staat hat kein Propagandaministerium. Er möchte, daß die Wirklichkeit werbe, ohne Schönfärbung, ohne Zutat. Das ist *unser politischer Realismus*. Wenn ihr im Hause eurer Väter frohe Tage verbrachtet, so erstattet ihm den Dank durch unentwegte Treue zu diesem kleinen Lande, das nur durch seine Arbeit und Gesinnung, also im Geiste und in seinen Menschen groß werden kann. Werdet solche «wesentliche Menschen», wie Gottfried Keller, der lange Zeit Auslandschweizer war, einmal sagte. Dann werden viele Schweizer und Weltbürger unserer Eidgenossenschaft froh werden wie Goethe, der dankbar bekannte:

«Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, habe ich doch immer da einen Zufluchtsort.»

Wir sind das Volk der Mitte,
Dem Friede ward zur Sitte,
So wills das Schweizerkreuz.
Vierarmig die Gewalten
Kann es zusammenhalten,
Und wer es liebt — erneut's!

Fleht nicht um fette Jahre,
Nur daß uns Gott erspare
Der Fäulnis Gift im Mark.
Die alten Schweizer wurden
Ja zäh durch schwere Burden,
Durch Nöte einig-stark.

Wenn Trug uns will umgarnen,
Schick' Rufer uns zu warnen
In edlem Schweizerzorn,
Und uns gib helle Ohren,
Zu scheiden Held und Toren,
Sobald erschallt ein Horn.

Gott, mach' die Arme eisern
Vor Vögten und vor Kaisern,
Die uns mit Beutegier
In Herrschersucht umspinnen.
Lass' uns den Kampf gewinnen
Und frei sein, Herr, bei dir!

August 1942.